

# Stirb in Florenz

## **11. September 1998 in meiner Wohnung in der *Via Masaccio*, Florenz.**

Sechs Uhr abends. Ich habe zu mir genommen, was Carlina in den Kühlschrank gestellt hat, *Insalata Caprese*, *Melone* und *Crostata*, dazu habe ich einen herrlichen *Santo Uffizio* getrunken. Um die Außentemperatur zu prüfen, bin ich auf meine Terrasse getreten. Was für ein Schock! Die Luft ist leicht kühl und feucht. In meinem Park wird es bald ungemütlich werden. Ich spüre es, der Vorherbst kündigt sich an, mit heißen Tagen und kalten Nächten. Tagsüber und in den Innenräumen ist noch Sommer, nachts schon Herbst. Dieses Jahr möchte ich aber länger dorthin gehen als bis Anfang Oktober. Ich werde mich einfach warm kleiden, notfalls eine Decke mitschleppen...

Ich setze mich an meinen Schreibtisch, der Schweiß auf meinem Nacken fühlt sich prickelnd kalt an. Für Sekunden. Es ist, als ob mir eine kühle Hand über die Haut streichelt. Ich stelle mir vor, eine Frauenhand. Die Hand einer jungen Frau kitzelt meine Nackenhärchen. Die Frau ist schön, schlank und hat schwarze lange Haare, die Hand schmal und feingliedrig, ihre seidenweiche Innenfläche duftet. Ich spüre die Berührung, kann aber den Duft nicht riechen. Nur Benzindunst steigt mir in die Nase. Fast fühle ich mich betrogen. Ich weiß, das ist widersinnig, bin ich doch derjenige, der versucht, sich selbst hinters Licht zu führen. Aber ich schweife ab.

Was ich hier aus der Erinnerung niederschreiben möchte, ist eine Tragödie. Zu der ich selbst meinen Teil beigetragen habe. Eine Tragödie, wie sie sich um uns herum unzählige Male abspielt, in der einen oder anderen Form. Es handelt sich insoweit um eine ganz gewöhnliche Geschichte. In dem speziellen Fall, den ich schildern möchte, hat sie allerdings eine besonders schlimme Wendung genommen, so dass die Bezeichnung Tragödie zutrifft.

Ich bin mir im Klaren, dass ein solches Vorhaben in meinem hohen Alter Tücken aufweist. Am neunzehnten September vollende ich mein vierundachtzigstes Lebensjahr. Nicht, dass ich Angst hätte, ich könne das Ende meiner Niederschrift nicht erleben. Es sind mehr die vertrackten Probleme eines alten Gedächtnisses.

Sich an weit Zurückliegendes zu erinnern ist schon an und für sich schwierig. Die Struktur unserer Erinnerungen unterliegt nicht unserer vollen Kontrolle: Man hat den Eindruck, im Laufe der Jahre werden im Gedächtnis Dinge miteinander verknüpft oder voneinander getrennt, die man ursprünglich nicht als verknüpft oder getrennt *erlebt* hat, und so ergeben sich größere Schwierigkeiten, das Gespeicherte wieder integral hervorzuholen, man bekommt immer nur Fetzen zu fassen, die es dann mühsam wieder zusammensetzen gilt, nach dem ursprünglichen Bild oder der Illusion des ursprünglichen Bildes. Es sei denn, die Aufhänger der Erinnerungen waren starke Gefühle: Nur, was mich intensiv bewegt hat, fällt mir, so glaube ich zumindest, wieder ganzheitlich ein.

Erschwerend kommt in meinem Fall hinzu, dass ich zum ersten Mal in meinem Leben meine persönlichen Erlebnisse aufzeichne.

Bis zu meinem achtzigsten Lebensjahr habe ich in meiner Anwaltskanzlei zusammen mit zwei Associés Strafsachen und familienrechtliche Fälle bearbeitet, Erbstreitigkeiten, Scheidungen, das Übliche. In den letzten Jahren meiner Tätigkeit erledigte ich nur noch wenige Prozesse selbst, trat ich nur noch selten vor Gericht auf, und es sind mir dann auch einige Fehler unterlaufen, die mich schließlich dazu bewogen haben, ganz aufzuhören, bevor ich meiner Kanzlei Schaden zufügte. Prozesse, die man leicht hätte gewinnen können, verlor ich, da mir gewisse Einzelheiten entgingen und ich sogar Offensichtliches übersah. Als schließlich einer meiner Mandanten, ein wichtiger Bauunternehmer, gegen mich auf Schadenersatz klagte, weil das Gericht ihn zur Unterhaltszahlung an seine Frau verurteilte, obwohl sie ihn schuldhaft verlassen hatte und außerdem steinreich war, drängten mich auch meine Associés in den Ruhestand.

Seit vier Jahren lebe ich nun untätig in der dreihundert Quadratmeter großen Wohnung in der *Via Masaccio*, die ich übrigens schon seit vierzig Jahren bewohne. Meine Frau ist vor acht Jahren an Magenkrebs gestorben, und meine Tochter lebt mit ihrer Familie in der *Via Bolognese*. Sie sieht öfters nach mir, kontrolliert, ob meine Putzfrau, Carlina, sich auch ordentlich um die Wohnung kümmert, meinen Kühlschrank füllt, regelmäßig für mich kocht - und ob ich noch nicht gestorben bin. Für gewöhnlich bleibt sie nur wenige Minuten. Was sie mir zu sagen hat, schreit sie in einer Art Befehlston, so als sei ich nicht nur schwerhörig, sondern auch schwer von Begriff. Sie ist fast immer wütend. Häufig reißt sie zuerst die Fenster auf, nachdem sie laut ausgerufen hat: "Hier stinkt es!"

Mehr will ich über meine aktuellen Umstände jetzt nicht erzählen.

Morgen mache ich mich an den Anfang der Tragödie.

## **12. September**

Anfang ist vielleicht zu viel gesagt. Und nur im Nachhinein kann man, was ich nun erzähle, bereits als Anfang bezeichnen, kann man behaupten, dass sich hierin bereits das Muster, die besondere Machart des Unglücks offenbart hat, dass hier schon die Kräfte gewirkt haben, die am Ende zur Zerstörung führten. Zur Vernichtung von Ruspoli. Auch jetzt fällt mir zuallererst der Nachname ein, habe ich immer noch eine gewisse Scheu, ihn beim Vornamen zu nennen. Niccolò. Für seine Freunde Nicco.

Ruspoli und ich studierten in den dreißiger Jahren im selben Jahrgang Rechtswissenschaften in Florenz. Wir waren beide Mitglieder im katholischen *FUCI, Federazione degli universitari cattolici*, nicht im faschistischen *GUF, Gruppo universitario fascista*. Die Kirche unterhielt während des Regimes überall ihre Vereine, sie waren nicht antifaschistisch, sondern afaschistisch, indifferent gegenüber dem Faschismus. Um das tun zu können, anerkannte sie das Regime, das wiederum den Vatikan als souveränen Staat retablierte -1870 war der Vatikan vom *Regno d'Italia* besetzt worden. Das tut nun aber eigentlich nichts zu meiner Sache. Ich wollte nur geschwind auf meine apolitische Einstellung hinweisen und diejenige meiner unmittelbaren Umgebung.

Ruspoli sah gut aus. Zumindest drängte sich mir auf, er sähe gut aus, und

auch die andern waren völlig davon überzeugt. Das heißt, wäre es nicht Ruspoli gewesen, hätte er für uns vielleicht nicht so gut ausgesehen. Weil es aber Ruspoli war, faszinierte uns seine Erscheinung.

Ruspoli war groß, breitschultrig, steckte in einem übertrieben athletischen Körper, der eigentlich schon plump und damit abstoßend hätte wirken müssen. Er bewegte sich aber so geschmeidig, dass sein Körper anzog. Und er verführte durch sein Gesicht. Es war nicht so sehr der scharfgeschnittene, schmallippige Mund, der gewann, mehr sein Lächeln, seine Zähne, ihre Farbe und Stellung, das Raubtiergebiss. Und auch die große, eigentlich zu große, sich nach unten etwas verdickende Nase war für sich genommen nicht unbedingt ästhetisch, hätte sich in einem andern Gesicht vulgär ausgemacht, unter Ruspolis weit auseinanderstehenden wasserblauen Augen sorgte sie aber für einen harmonischen Ausgleich der Proportionen. Ich hatte versucht, mir einzureden, dass Ruspos Nase unter allen Umständen unförmig sei und seine weichen, viel zu schwarzen Haare weibisch, ohne großen Erfolg. Gerade, weil den Frauen diese Haare und Nase ganz besonders zu gefallen schienen. Frauen streicheln gern weiche schwarze Haare, die sich wie ein Katzenpelz anfühlen, und schließen von der üppigen Nase auf die ebenso stattlichen Ausmaße des Geschlechtsteils, sagt man.

Wenn ich mich neben Ruspo stellte, fiel ich kaum auf. Ich war zwar ebenfalls hochgewachsen, aber dünn. Meine Beine waren zu lang im Verhältnis zum knabenhaft schwächtigen Oberkörper, und mein schmales Gesicht mit seinen braunen und, wie ich meinte, viel zu kleinen Augen, der zierlichen, fast putzigen Nase, dem alles andere als martialischen Kinn, war ein Jedermanns

Gesicht. Ich schämte mich sogar etwas über meine aufgeworfenen Lippen, meinen femininen Mund; er versüßlichte mein Gesicht noch mehr, gab ihm einen viel zu weichen Zug. Ruspos scharf geschnittener Mund verwies dagegen auf männliche Entschlossenheit. Wenn Ruspo lachte, war man geblendet. Ruspos Lächeln war ein Gewinnerlächeln, hart und einschmeichelnd zugleich. Demgegenüber hatte ich den Eindruck, ein Schafslächeln zu exhibieren. Meine dicken, dunkelbraunen Augenbrauen musste ich regelmäßig auszupfen, um nicht auch noch clownesk auszusehen. Lediglich mit meinen kräftigen kastanienbraunen Haaren war ich beinahe zufrieden. Sie waren bloß zu dicht. In meinen späten Dreißigern wandelte sich meine Gestalt allmählich; ich nahm überall zu, auch im Gesicht, wurde, ich kann sagen, imposant, und Erfolg und Reichtum machten mich schließlich zu einem *interessant* aussehenden Mann.

Ruspoli, oder wie wir ihn damals nannten, Ruspo, hatte wenige Freunde und viele Freundinnen. Wir Männer trauten ihm nicht so recht. Er war *zu schön*. Und was ihn noch verdächtiger machte - *verdächtig* passt gut -, war sein Einfallsreichtum im Lösen der schwierigsten Rechtsfälle. Ruspo kam mühelos auf Lösungen, an die noch keiner von uns gedacht hatte, beschritt neue Wege, die wir zuerst verlachten, die sich dann aber als gangbar erwiesen, eleganter als die ausgetretenen Pfade. Ich will nicht sagen richtiger, im Recht gibt es nicht das Richtigere; beinahe alles ist vertretbar, wenn man nur gut argumentiert, der Interpretation sind wenige Grenzen gesetzt. Gesetze sind dazu da, umgangen zu werden. Und Ruspo fand immer neue Tricks zu Gunsten der Partei, für die er bei der Fall Lösung gerade eintrat. Was mich persönlich aber darüber hinaus noch besonders irritierte, waren Ruspos *moralische*

*Ambitionen.* Er gab sich nicht zufrieden, einen Fall irgendwie zu lösen, sondern er fabrizierte mit großem Geschick die Lösung, die ihm die *gerechteste* zu sein schien. Ein Unsinn natürlich, wenn man an den Beruf dachte, den wir damals alle anstrebten, den lukrativen Anwaltsberuf, bei dem man sich auf die Seite dessen schlagen muss, der bezahlt, ob der nun im Recht ist oder nicht, was immer das im Einzelfall heißen mag.

Ruspo zeichnete sich durch einen völlig unangebrachten Idealismus aus, der ganz im Gegensatz zu seinem privaten Lebenswandel stand; er machte sich an alle hübschen Frauen in seinem Umkreis heran, an die schönsten Serviermädchen aus der Mensa, ebenso wie an die jungen Gattinnen einiger Professoren - damals war Ehebruch noch ein Delikt!-, betrog eine mit der andern. Nicht, dass ich das nun verurteilt hätte. Was mich beunruhigte, war, dass keine ihm ernstlich etwas nachtrug, wenn er sie verließ, dass es nie zum Eklat kam, dass die Opfer sich auch noch geehrt zu fühlen schienen, von Ruspo beglückt und hintergangen worden zu sein. Und auch das weckte *Verdacht*: etwas stimmte nicht mit Ruspo. Ich kam nicht dahinter. Er durfte sich unbehelligt Dinge erlauben, für die andere bestraft wurden. Er kam ungeschoren davon, wo man einem andern ein Bein gestellt, eine Grube gegraben hätte. Ruspo setzte menschliche Mechanismen außer Kraft, denen wir uns alle fügen mussten. Für ihn schienen die allgemeinen Regeln nicht zu gelten, und hier meine ich natürlich nicht beliebig dehbare Rechtsnormen, sondern die starren Regeln, die unsere Gefühle diktieren.

Ruspo war nun lediglich für kurze Zeit eine strahlende Glücksgestalt gewesen. Als er durchs Examen fiel, verlor er von einem auf den andern Tag

die meisten Verehrerinnen. Frauen sind die eigentlich vernunftbegabten Geschöpfe; sie hatten sich nicht von Ruspos Schönheit einwickeln lassen, die ja nach dem Examensdesaster fortbestand, sondern jede hatte sich Ruspo offensichtlich in erster Linie als gutverdienenden Ehemann vorgestellt, seine Schönheit wäre bloße Zugabe gewesen.

Während ich mich schon auf das Anwaltsexamen vorbereitete, drückte Ruspo weiter die Hörsaalbänke. Es war einsam um ihn geworden. Die wenigen Male, die ich ihn im Café *Goloso* in der *Via dei Servi* traf, das sowohl in der Nähe der juristischen Fakultät als auch meines Praktikantenplatzes bei einem Anwalt lag, schien er mir ein ganz klein wenig abgemagert zu sein. Seine Gesichtsfarbe war fahler, ein Anflug von Grau lag auf den Backenknochen. Das tat aber seiner Schönheit keinen Abbruch. Im Gegenteil. Sie wurde jetzt dramatisch. Was mich auch davon abhielt, mit ihm im *Goloso* längere Unterhaltungen zu führen. Ich erzählte zumeist rasch von den Fällen, die ich bearbeitete. Dabei hob ich hervor, wie selbständig ich schon agierte, welche Vertrauensposition ich bei meinem Dienstherrn einnahm, wie sicher ich mich bereits in der Profession bewegte. Ruspos Backenknochen wurden dabei noch gräulicher, während seine Gesichtszüge sich in schöne Ausdruckslosigkeit legten.

Ein ganzes Jahr nach mir bestand dann auch Ruspo das Examen. Mit einem schlechten Ergebnis, aber er hatte es gerade noch geschafft. Wahrscheinlich hatte er damals versäumt, die *Heilige Lucia* anzurufen. Die Schutzpatronin half beim Examen, man musste nur ein doppeltes *Pater noster* herunterbeten: *Pater noster pater noster, qui es in coelis qui es in coelis,*



*sanctificetur sanctificetur, nomen tuum nomen tuum, fiat fiat, voluntas tua voluntas tua et cetera.*

Für heute höre ich auf. Es ist schon nach zehn. Seit vier Stunden sitze ich am Schreibtisch im Salon und sauge mir die Vergangenheit aus den Fingern. Wenn ich nun noch einmal durchlese, was ich geschrieben habe, spüre ich hinter dem Text nicht die Mühe, die es mich gekostet hat, den jungen Niccolò Ruspoli vor meinem inneren Auge wiedererstehen zu lassen. Dabei habe ich geschwitzt vor Anstrengung. Und das nicht nur, weil alles schon so weit zurückliegt, die Farben verblichen sind wie auf einem vergilbten Schwarzweißfoto, sondern auch, weil mir Ruspos *Schönheit* die Sache erschwert hat.

Es zieht mich in meinen Park beim *Ponte al Pino* über den Eisenbahngleisen. Er liegt in einer Entfernung, über die mich meine Beine noch tragen. Im Park setze ich mich gewöhnlich auf eine Bank zwischen die Gruppe alter Frauen und die Mütter, die ihre Kinder noch bis tief in die Nacht dort spielen lassen, und beobachte. Die alten Frauen bringen kleine Klappstühle mit, bespannt mit irgendeinem billigen Plastiktuch. Ich habe die Stühle in den Schaufenstern des Supermarkts in meiner Straße entdeckt; sie kosten fünfzehntausend Lire. Die Kinder spielen auf dem abgetretenen Grasflecken um die rostigen Klettergerüste und um den Brunnen, über dem vier aufeinander getürmte Säuglinge aus Stein Wasser speien. Kommt man bei Tag vorbei, im grellen Sonnenlicht, macht der Park einen kläglichen Eindruck. Er ist nicht viel mehr als ein aufgeräumter Gerümpel Abladeplatz, hinter einem Busch türmt sich irgendwelcher Schund aus Blech und Plastik, den bis jetzt

niemand entfernt hat und auch niemand anrührt. Nachts stört mich nicht einmal die proletarische Nähe zu den Gleisen, und das Rattern der vorbeifahrenden Züge finde ich nicht trostlos. Es ist dort sogar besonders luftig, und bei dem Brunnengeplätscher glaube ich, in einem Schwimmbad unter Wasser zu sitzen. Ein herrliches Gefühl, wenn ich tagsüber unter der Hitze gelitten habe. Die Frauen mit den Kindern haben einfache Hauskleider an und tragen häufig nicht einmal Straßenschuhe, sondern diese bequemen Schlappen, mit denen man am Strand herumläuft. Es ist egal, wie man angezogen ist, niemand stört sich am andern. Sie haben mich dort akzeptiert. Ich gehöre allmählich dazu wie der Springbrunnen in der Mitte des Rasens. Sozusagen. Und seit kurzem fragen sie mich sogar, wo ich war, wenn ich einmal verhindert bin. Das freut mich besonders. Ich fehle ihnen also schon.

Meine abendlichen Ausgänge sind heimlich. Wenn meine Tochter etwas erführe, würde sie mir mit der Einweisung ins Altersheim drohen. Deshalb lege ich während meiner Abwesenheit immer den Hörer neben das Telefon, so dass sie, falls sie mich von ferne kontrolliert, davon ausgehen muss, ich telefoniere gerade.

### **13. September**

Heute ist es für mich nicht einfach, den Faden wieder aufzunehmen. Weil die Temperatur wider Erwarten noch ziemlich erträglich war, saß ich bis nach Mitternacht im Park. Anschließend konnte ich ewig nicht einschlafen. Wie immer, wenn der Schlaf einfach nicht kommen will, ärgerte ich mich über meine nächsten Verwandten.

Es ist noch gar nicht so lange her, dass sich alle nach mir richten mussten. Ich war der unangefochtene Paterfamilias. Und nun schleiche ich mich abends wie ein kleiner Junge aus dem Haus, der Angst hat, von der Mutter bei einer Übertretung erwischt zu werden.

Dass meine Tochter und ihre Familie mich wie ein Kind behandeln, war nicht von Anfang an so. Als ich aus der Kanzlei austrat, verkehrten alle noch eine Weile zumindest auf gleichem Fuß mit mir, auch wenn sie mich nicht mehr so respektierten wie zur Zeit meiner Berufstätigkeit. Dann, schleichend, ohne dass ich dies als besonders einschneidend wahrnahm, entmachteten sie mich mehr und mehr. Bis dann der große Coup kam, seit dem meine Tochter und ihr Mann mich unverhohlen als infantilen Alten behandelten: Ich besaß eine Villa in der *Via Bolognese*, im Grünen, mit einem Schwimmbad; dort wollte ich meinen Lebensabend verbringen. Da es sich um ein wertvolles Gebäude handelte, vermietete ich die Villa nicht an Fremde, während ich in der Stadt wohnte, um in unmittelbarer Nähe meines Büros zu sein, sondern ließ dort meine Tochter und ihren Mann für einen symbolischen Preis wohnen. Als ich ein Jahr nach meinem Ausscheiden aus der Kanzlei beschloss, mein Vorhaben wahr zu machen, und in die Villa zu ziehen, lehnte meine Tochter einfach ab. Sie sagte, für mich alleine sei die Villa zu groß. Es wäre etwas anderes gewesen, wenn ihre Mutter noch lebte... Und irgendwie brachte der Mann meiner Tochter es dann fertig, mich ein Dokument unterschreiben zu lassen, in dem ich meiner Tochter ein ausschließliches und lebenslanges Nutzungsrecht der luftigen Villa einräumte, so dass ich für immer in die stickige Stadtwohnung verbannt war. Ich hatte zwar nicht das Eigentum auf sie

übertragen, die Tatsache aber, dass ich einen solchen Wisch zu meinen offensichtlichen Ungunsten unterschrieben hatte, ließ mich dann, glaube ich, so an meiner Zurechnungsfähigkeit zweifeln, dass ich im folgenden meine Degradierung zum Kind wie eine Art Strafe ohne Widerrede hinnahm. Und meine Tochter behandelte mich in einer besonders unerhörten Weise als unmündiges Kind, nämlich so, als sei ich nie etwas anderes gewesen. Ich beehrte nicht auf, und mittlerweile fühle ich mich selbst wie ein kleiner Junge. Ja, inzwischen fürchte ich mich vor meiner Tochter, habe Angst davor, dass sie mich ausschimpft wie einen Rotzbuben. Manchmal freue ich mich aber auch wie ein kleiner Junge, sie zu hintergehen, sie hereinzulegen, hinter ihrem Rücken *Verbotenes* zu tun, wie zum Beispiel gestern Abend meinen Ausgang in den Park am *Ponte*.

Aber was erzähle ich da. Ich wollte doch mit Ruspo fortfahren. Es ist nicht ganz einfach, beim Thema zu bleiben. Ich habe nicht vorausgesehen, dass mich diese Niederschrift geradezu reizt, über meine jetzige Lage zu berichten, um mir ein Ventil zu schaffen. Die Gedanken verselbständigen sich, mein Füller kratzt über das Papier, und es entsteht ein ganz anderer Text, als ursprünglich beabsichtigt.

Den Hauptteil des Examens bildete eine umfangreiche schriftliche Arbeit, die *Tesi*. Die Arbeiten derer, die bestanden hatten, wurden geheftet beziehungsweise zu Büchern gebunden in der juristischen Bibliothek der Universität untergebracht. Ich weiß nicht, welcher Teufel mich damals geritten hat, aber irgendetwas trieb mich dazu, Ruspos Arbeit dort einmal anzugucken,

mit der er so knapp das Examen bestanden hatte. Da ich mich häufig in der Bibliothek aufhielt, dort gab es das meiste Material für meine Fall Lösungen, musste ich dafür keine weiteren Umstände auf mich nehmen. Ich griff also ins Regal Zivilprozessrecht und fing noch im Stehen an zu lesen. Ruspolis *Tesi* war trotz der trockenen Materie so interessant, dass ich die knapp zweihundert Seiten an einem Nachmittag las. Und erst, als ich damit fertig war, überkam mich das üble und eigentlich völlig unbegreifliche Gefühl, meine Zeit verschwendet zu haben. Ich erklärte es mir schließlich so: Ruspos Arbeit hatte ein blamables Resultat erzielt, und meine Zeit musste ich darauf verwenden, anerkannte Standardliteratur zu lesen. Nur diese verlieh meiner Argumentation Autorität. Nicht das Geschreibsel eines verschmähten Außenseiters. Dennoch ging mir Ruspos Abhandlung nicht mehr aus dem Kopf, und jedes Mal, wenn ich an sie denken musste, bekam ich ein flaes Gefühl im Magen. Als ich schließlich Ruspo wenig später wieder im *Goloso* traf, wurde ich rot, als er mich begrüßte. Ich kam sogar ins Schwitzen und musste mir den Nacken mit meinem Batist Taschentuch wischen. Da ich ihn anschließend zwei Jahre lang nicht mehr sah, vergaß ich die merkwürdige Sache mit Ruspos *Tesi*, die rätselhaften Gefühle, die sie in mir hervorgerufen hatte, das Seltsamste, die Scham.

#### **14. September**

Gestern Abend ist meine Tochter noch vorbeigekommen. Viel später als erwartet. Sie schrie, als sie sah, dass ich das Gemüse, das die Putzfrau für mich zum Aufwärmen hingestellt hatte, anbrennen ließ, warf den schwarz

verkrusteten Emailtopf in den Abfalleimer und machte mir klar, dass ich eine Gefahr für das ganze Haus sein konnte, wenn ich etwas auf dem Herd vergaß. Ich erklärte mich damit einverstanden, von nun an abends nur noch kalt zu essen, wenn Carlina nicht mehr in der Wohnung war. Abends als Hauptmahlzeit belegte Brote zu essen, ist zwar plebejisch - mit Brot dekoriert man allenfalls noch den Tisch-, ich beruhige mich aber damit, dass zur Jugendzeit meines Vaters die Familien, die jeden Tag Brot essen konnten, als wohlhabend galten. Und im Mittelalter erachtete man Brot sogar als so wertvoll, dass man ihm an gesellschaftliche Hierarchien geknüpfte Namen gab: *il pane del papa, il pane del cavaliere, del canonico, dello scudiero*, und es gab sogar das Brot des Henkers. Karl VII, König von Frankreich, fand aus dem einfachen Grund keinen Henker, weil die Bäcker sich weigerten, einen Henker zu bedienen. Der Souverän stellte die Bäcker dann vor die Wahl: entweder den Henker als Klienten zu akzeptieren oder Klienten des Henkers zu werden. Aber, wohin schweife ich ab...

Bevor ich mit Ruspo fortfahre: Es ist gestern etwas sehr Peinliches passiert. Ich geniere mich jetzt noch, wenn ich daran denke. Als meine Tochter ihren Kontrollgang durch alle Zimmer gemacht hatte, kam sie mit einer Art gelb-weißem Lappen in der Hand zu mir in den Salon. Erst als sie ihn vor meinen Augen durch die Luft schwenkte, erkannte ich mit Entsetzen eine meiner Unterhosen. Sie war unter meinem Bett gelegen. Meine Tochter warf mir die Hose zu, und sie landete auf meinem Gesicht. Ich konnte deutlich den Gestank riechen. Dann drehte sich meine Tochter auf den Absätzen um und ging ohne Worte. Der Knall der zugeschmetterten Tür fuhr mir durch Mark und

Bein. Mir schoss fühlbar das Blut ins Gesicht. Ich trug die Hose zwischen zwei Fingern in die Küche und ließ sie dort im Wäschekorb verschwinden. In dem Barockspiegel im Korridor erschien mir mein Teint scharlachrot. Carlina sammelt normalerweise meine gebrauchten Kleidungsstücke immer vor dem Bett auf. Sie muss die Unterhose lange Zeit übersehen haben, nur so konnte ich mir den bestialischen Geruch erklären.

Etwa zwei Jahre nach unserem letzten Zusammentreffen im *Goloso* trat mir Ruspoli wieder unter die Augen.

Nach den Einfällen unserer Truppen in Albanien und Äthiopien, harmlosen Abenteuern im Vergleich zu dem, was folgen sollte, *wurde es ernst*. Mussolini hatte Frankreich und England den Krieg erklärt, italienische Truppen waren nach Russland aufgebrochen. Für mich und meine Umgebung zeigte sich die bedrohliche Lage einstweilen vornehmlich in der Verknappung und Verteuerung von immer mehr Lebensgütern, die alliierten Bombenangriffe hielten sich in Florenz in Grenzen. Was rationiert wurde, erhielt man ohne Rationierungsmarken nur noch zu verbotenen Preisen. Und noch teurer musste man gewisse, natürlich nicht rationierte, Luxusartikel bezahlen, die es angeblich gar nicht mehr gab. Vielen meiner Kollegen, und auch mir selbst, war es beizeiten gelungen, die Einziehung zum Militär zu umgehen. Es war nicht mehr so leicht wie für unsere Väter im Ersten Weltkrieg; da hatte es genügt, wenn man einen Bruch hatte oder sich taub stellte. Es gab den berühmten Fall des Rekruten, den der Heeresinspekteur mit verbundenen Augen einen Kanal

entlanglaufen ließ. An einem bestimmten Punkt rief der Inspekteur: "Vorsicht, du fällst ins Wasser!" Der Rekrut ließ sich ins Wasser fallen: wegen Taubheit ausgemustert zu werden, war schließlich ein Bad wert... Man musste im Zweiten Weltkrieg also mehr bieten. Wo Mittel, wie die Bescheinigung absoluter Untauglichkeit durch überbezahlte Ärzte, nicht hinreichten, wurden die Stellen der Aushebung bestochen. Mein Vater, der einen Textilbetrieb in Prato besaß, war so sehr mit meiner Laufbahn zufrieden, dass er mir damals zu dem Zweck eine große Summe vorstreckte. Ich, viele andere und auch Ruspo, den ebenfalls jemand ausgelöst haben musste, lebten also weiter wie bisher. Wir bildeten Inseln einer Zivilisation, die um uns herum zu verschwinden drohte. Das glaubte ich damals zumindest. Dabei ging es auf unseren Inseln nicht viel menschlicher zu, nur um einiges unblutiger. - Man könnte sich an dieser Stelle über unser Verhalten, unser *Desertieren* wundern. Es folgte einfach dem Prinzip, sich aus Schwierigkeiten herauszuhalten, ihnen die kalte Schulter zu zeigen. Es passte in unser Muster der Indifferenz gegenüber dem Regime. Von Anfang an war in den gehobenen Klassen die Indifferenz dagewesen. Mussolini störte nicht, er war uns egal, weil er das Eigentum unangetastet ließ, die Position der Industriellen gegenüber den Arbeitern stärkte, ebenso die der Großgrundbesitzer, kurz, nicht an den gesellschaftlichen Hierarchien rüttelte. Ebenso war uns der Krieg gleichgültig, solange er unsere Interessen nicht bedrohte. Es gab allerdings auch die Indifferenz der großen Masse, die in die faschistischen Organisationen hauptsächlich wegen kleiner Vorteile wie Rabatt auf Zug- und Kino Billetts, der Gratisteilnahme an Ferienkolonien et cetera eintrat, sich aber im Gegensatz zu



uns nicht den Schlachtfeldern entziehen konnte.

Ruspoli trat mir also wieder unter die Augen. Der Abend hat sich in meine Erinnerung geradezu eingebrannt. Die schöne Laurence Caprizzi, die Tochter meines ehemaligen Professors für Verfassungsrecht, hatte mich zu einem Fest eingeladen. Sie wohnte damals ganz in meiner Nähe, an der *Piazza San Lorenzo*, über der Wohnung ihrer Eltern. Sie zog mich magnetisch an, und nicht nur mich. Sie war so begehrenswert, dass die Männer, wenn sie mit ihr sprachen, zu stottern anfangen. Das Auffallendste waren ihre lange schwarze Haarmähne und ihr zierliches Gesicht mit den riesigen, beinahe schwarzen Augen und dem feinen, immer hellrosa geschminkten Mund. Aber auch ihr Körper war etwas ganz Außerordentliches. Ihre schmale Taille faszinierte mich besonders. Noch nie hatte ich eine so enge Taille umfasst. Als ich einmal mit ihr tanzte, war mir, als hielte ich eine Glasröhre in den Armen, die jederzeit zerbrechen konnte. Zu der Zeit schätzten wir noch schmale Taillen. Ich glaube, keinem Mann war damals so richtig klar, dass Laurence, trotz ihrer Schönheit, in der Hauptsache nicht durch Äußerliches anzog, sondern durch ihr Wesen; sie war freundlich disponibel und gleichzeitig gerissen, bot sich unschuldig an und nahm dann alles wieder zurück, sobald man darauf einging.

Als ich Laurence fragte, was denn gefeiert würde, sagte sie mir, sie wolle mich überraschen. Den ganzen Abend über zermarterte ich mir den Kopf, mit was sie mich überraschen wollte. Bis die Auflösung des Rätsels wie eine Katastrophe über mich hereinbrach. Sie hatte nicht *mich* überraschen wollen, wie ich es in meinem grenzenlosen Optimismus eine Weile für möglich gehalten hatte. Ich war ihr völlig gleichgültig. Sie eröffnete, auf dem Zartgefühl

ihrer sämtlichen Verehrer wüst herumtrampelnd, grausam unbekümmert zu Ende des Abends, dass sie sich verlobt hatte. Mit - und erst jetzt erschien er - Ruspoli!

Das war ein Schock. Er erschütterte mich so heftig, dass ich mich noch am selben Abend für ein Vermögen sinnlos betrank und auf dem Heimweg fast unter ein Militärfahrzeug geraten wäre. Ausgerechnet Ruspoli musste sie nehmen. Ruspoli, der durchs Examen gefallen war und dann nur mit knapper Mühe und Not einen zweiten Versuch bestand, der mit seinem schlechten Resultat auch ein schlechtes Anwaltsexamen gemacht haben musste und, eins folgt aufs andere, nur in einer ganz mittelmäßigen Kanzlei eine subalterne Anstellung gefunden haben dürfte.

Ich musste mich die ganze Nacht übergeben und fühlte mich so sterbenselend, als hätte ich alles verloren, als wäre meine Zukunft nun ohne Perspektive. Ich hatte mir nämlich eingebildet, die besten Chancen bei Laurence zu haben, ich glaubte, alle andern Bewerber, die es geben konnte, beruflich auszustechen, meine Karriere war brillant gestartet. Hinzu kam, Laurence hatte mir kurz vor dem Fest unter vier Augen anvertraut, dass alle ihre Freundinnen sich demnächst verlobten. Ich nahm an, sie wolle mich damit auffordern, ihr einen Antrag zu machen und überlegte tagelang, wie ich es anstellen sollte. Gewöhnlich war ich nicht gehemmt, aber dieses zierliche Persönchen brachte es fertig, mich einzuschüchtern. Wie konnte ich wissen, dass Ruspo schon längst das Rennen gewonnen hatte?

In der Verzweiflung nahm ich sogar Rizinusöl; das war damals die Hausmedizin schlechthin, eine Art Schmiermittel für den Körper, manchmal

wurde man noch vor der Einnahme, allein schon vom schlechten Geruch, wieder gesund.

Die Krönung meiner vielversprechenden Laufbahn als junger Anwalt im bekanntesten Büro der Stadt wäre die schöne Laurence gewesen, Tochter des angesehenen Professor Caprizzi. Ich war vernichtet. Es hatte mich kaum trösten können, dass mein Freund Cosimo, der ebenfalls eingeladen war, meine Vermutung bestätigte, dass Ruspo sich als kleiner Handlanger eines schlecht verdienenden Strafanwalts abschuften musste. Im Gegenteil. Ich stellte mir nun Ruspos ärmliche Stellung, seinen todsicheren Geldmangel in Verbindung mit Laurence in einer mich vergiftenden Weise romantisch vor.

Es machte mich auch in den darauffolgenden Tagen, in denen ich mich nur ganz langsam von dem bösen Schlag erholte, noch fast wahnsinnig, wenn ich die beiden in der studentischen Zweizimmerwohnung von Laurence vor mir sah. Ruspo ging dort, wie ich erfahren musste, ein und aus, als seien sie schon verheiratet. Und noch schlimmer wurde mir zumute, wenn ich mir ausmalte, wie sie bei Professor Caprizzi im unteren Stock, in der mit wertvollen Möbeln vollgestopften Patrizierwohnung, verkehrten. Es war also darüber hinaus nur eine Scheinarmut. Deshalb war sie mir auch gleich romantisch vorgekommen. Jederzeit konnten sie ihre kleine Höhle gegen den gediegenen Rahmen der alten Caprizzis eintauschen. Das wurmte mich besonders.

Noch wochenlang musste ich wie zwanghaft immer wieder an Ruspo und Laurence denken, wie sie nach dem Tod der alten Caprizzis als Ehepaar in die Prachtwohnung einziehen würden, Einladungen in ihrem noblen Zuhause veranstalteten, ihre Kleidung der Eleganz der Möbel anpassten und so weiter

und so weiter, es war zum Heulen. Während *ich* mindestens zwanzig Jahre arbeiten musste, um mir etwas Vergleichbares leisten zu können. Und keine Frau wie Laurence hatte! Allein, bis ich mir einen Salon leisten konnte, der dem der Caprizzis entsprach, würden Jahre vergehen, bildete ich mir damals ein. Ein solcher Salon war ein Muss in einem bürgerlichen Haus. Zur obligatorischen Einrichtung gehörten Buffet, Controbuffet, Esstisch, Unterhaltungstischchen, Teetisch, Sessel mit Armstützen aus gedrechseltem Holz, mit rotem Damast überzogene, gesteppte Sofas, überall Nippes und in Silber gerahmte Fotos auf den Intarsien-Kommoden, das Kaffeeservice und das für Liköre in Reichweite, Tassen aus dünnstem Porzellan mit haarfeinen Rissen und Kristall in den Glasvitrinen, in goldverziertes Leder gebundene Bücher, monumentale Stillleben an den Wänden, in irgendeiner Ecke ein *Maggiordomo*. Im Winter war ein solcher Salon nicht sehr warm trotz des Keramikofens aus handbemalten Kacheln, im Sommer flogen abends die Mücken in respektvoller Entfernung um die vielen Lampen - der Salon musste vor Licht glitzern -, tagsüber schirmten dicke Vorhänge die Sonne ab. Und es sollte immer leicht nach Kerzenwachs riechen...

Ich litt so viehisch, dass ich meine Wohnung wechselte, um nicht zufällig Laurence oder Ruspo auf der *Piazza San Lorenzo* zu begegnen, und damit die *Piazza* mich nicht mehr an die beiden und ihre himmlischen Lebensumstände erinnerte. Ich zog ans andere Ende der Stadt, hinauf zur *Piazzale Michelangelo*. Dort oben, von wo ich glücklicherweise nicht auf die *Piazza San Lorenzo* hinuntersehen konnte, beruhigte ich mich dann. Sehr langsam.

Und als zwei Monate nach der fatalen Verlobungsfeier mein Mut wieder

zurückkehrte, während mein Schmerz noch wie ein Stachel in meinem Fleisch steckenblieb, *liierte* ich mich Hals über Kopf mit der Sekretärin meines Chefs, Gina.

Gina war ein mittelgroßes, schlankes, nein, schon dünnes, dunkelblondes Mädchen, etwas zu bleich, etwas zu schwachbrüstig, etwas zu schmalhüftig, aber hübsch, allerdings auf unauffällige Weise, es fehlte das Verschwenderische, Rundungen, Kurven, Fleisch. Und um für mich aufreizend zierlich zu sein, fehlten markante Attribute wie Laurences Amphoren Taille. Ginas Figur betonte nichts, sie war einförmig, gerade Linien, Proportionen, die nicht überraschten.

Diese Beziehung war ein schlimmer Fehler gewesen. Das muss ich im Nachhinein eingestehen. Nie hätte ich es damals für möglich gehalten, was für düstere Seiten sie aus mir hervorholte.

Schon wieder habe ich mehr als vier Stunden gebraucht, um ein paar Nichtigkeiten hinzukritzeln, die vielleicht niemand lesen wird, außer Carlina. Oder nein. Sie wird gleich nach der ersten halben Seite das Ganze aus Langeweile wieder weglegen, wenn sie es je in die Hände nimmt. Wieso sollte sie überhaupt ihre Nase hineinstecken? Sie interessiert sich ja nicht für mich. Sie hat mich doch nur als Alten kennengelernt. Als alten Trottel, der von seiner Tochter geschurigelt wird. Als gekrümmten, verwitterten, runzeligen Körper, der uringefärbte Unterhosen produziert. Mein Alter kann nur jemand anders betrachten, der mich in meinen besten Jahren gekannt hat, als interessant aussehenden, respekteinflößenden Mann. So jemand könnte meinem Verfall

noch einen gewissen Charme abgewinnen. Durch meine Entstellung würde noch etwas von früher hindurchleuchten und ein wenig die Hässlichkeit in ihrer Ungeschminktheit verbergen. Bei Carlina würde aber selbst das nicht funktioniert haben. Ihr fehlt der Geist und seine Perversität.

### **15. September**

Nachdem vorgestern meine Tochter da war, hatte ich gestern Abend nichts zu befürchten und konnte in meinen kleinen Park sitzen. Es war um zehn wider Erwarten noch so warm, dass ich im kurzärmeligen Hemd loszog. Der Park quoll über vor Menschen wie an einem Hochsommerabend, man glaubte, es sei noch August. Nur, dass man statt Blütenduft welches Laub roch, passte nicht. Ich gab mich dem Geschnatter der Alten und der Kinder hin, ohne Einzelheiten herauszuhören und dachte an nichts.

Es ist schwer für mich, das Folgende zu Papier zu bringen, es schwarz auf weiß vor mir zu haben, gewissermaßen wahr. Dadurch, dass ich es aufschreibe, erhöht sich für mich sein Wahrheitsgehalt. Und wenn dies nur dadurch geschieht, dass sich die Wichtigkeit vergrößert.

Zwei Monate nach der Verlobung Ruspolis wurde also die Sekretärin meines Chefs, des *Avvocato Severi*, meine Freundin, oder besser Geliebte.

Eines Abends, nur ich und sie waren noch in der Kanzlei, lud ich sie einfach zum Essen ein. In ein Restaurant unterhalb der *Piazzale Michelangelo* mit Sicht auf *Santa Croce*, den *Bargello*, die *Signoria*, den *Campanile des Giotto* und die Kuppel Brunelleschis. Ich weiß noch, wir aßen damals Hühnerbrüstchen

mit Spinat, wobei die Hühnerbrüstchen unter dem Spinat versteckt waren; Fleisch und Geflügel durften nur noch auf Rationierungsmarken ausgegeben werden, wies man die nicht vor, kostete es Unsummen, und man musste aufpassen, dass einen niemand vom *Fascio* erwischte.

Dass ich so viel fürs Essen ausgab, und das zu Kriegszeiten, muss Gina beeindruckt haben. Ich hatte allerdings nicht gehofft, dass sie schon gleich am ersten Abend zu mir in die Wohnung käme. Es war ja klar, was das hieß. Zu dieser Zeit ließen sich nur Prostituierte, *Putanelle*, wie wir sie zärtlich und zugleich verächtlich nannten, rasch ein. Doch sie tat es. Und das war dann der Auftakt zu einer längeren Beziehung.

Als wir bei mir in der Wohnung angekommen waren, hatte ich zunächst gar keine Lust mehr auf sie. Die unaufgeräumten Zimmer, auf deren Boden schmutzige Kleidungsstücke umherlagen, zwischen unausgepackten Kisten und klobigen Mietmöbeln, rabenschwarz mit Greifenfüßen, verdarben alles. Ich genierte mich plötzlich. Es kam mir so vor, als hätte ich durch die Einladung in das teure Restaurant einen falschen Eindruck geweckt und würde nun meine Hochstapelei entlarven. Noch peinlicher war mir das Ganze, da ich mich vor einer Person entblößt hatte, die ich nicht einmal sehr schätzte, einer kleinen Sekretärin, auf die ich offen gestanden herabsah. Und es kam noch etwas besonders Beschämendes hinzu, etwas so Unangenehmes, dass ich mich gut daran erinnere: Ich trug an dem Abend völlig veraltete Unterhosen aus grobem Baumwollstoff, die bis übers Knie reichten, dort mit dünnen Fäden zusammengebunden und in der Höhe des Nabels mit einem lächerlichen Knopf am Hemd befestigt waren, um sie am Herunterrutschen zu hindern. Ich konnte

mich also nicht ausziehen, musste in der hinderlichen Umklammerung der Kleider agieren. Doch dann stellte Gina, indem sie auf meinen Balkon, einen drei Meter langen und einen Meter breiten Strich, trat, fest, dass man von hier aus nur einen eingeschränkten Blick auf die Stadt hätte, nicht die *Santa Maria Novella* und auch nicht *San Lorenzo* sehen könne. In dem Moment sah ich Laurence vor mir, und es überkam mich blinde Wut, eine wüste Raserei. Ich packte Gina am Nacken, zog sie ins Zimmer, warf sie auf den Boden, fiel über sie her - irgendwie gelang es mir, ihre Unterwäsche zur Seite zu zerren, Frauen trugen damals einen ganzen Dessous-Panzer - und ... , man kann sich denken, was passierte. Während ich hinter geschlossenen Augen Laurences dünne Taille vor mir sah, ließ ich mich gehen. Ich konnte mich gerade noch rechtzeitig zurückziehen. Bevor ich kam.

Es ist mir peinlich, derart Intimes niederzuschreiben. Insbesondere, soweit es mich selbst betrifft.

Jedenfalls, während ich mich über Gina aufsetzte, spritzte mein Erguss auf ihren Hals. Sie wollte sich unter mir wegrehen und kniff mich in den Oberschenkel. Und ich - ich war immer noch wütend erregt - gab ihr daraufhin eine kräftige Ohrfeige. Sie lag dann auf einmal ganz ruhig, wie erstarrt, unter mir. Es schoss mir durch den Kopf, dass ich zu weit gegangen war. Ich sprang auf, Tropfen meines Sekrets besudelten meine Hose, auf einmal kam ich mir lächerlich vor. Ratlosigkeit und Schrecken befielen mich gleichzeitig. Ich setzte mich verwirrt, mit heraushängendem Hemd, hinter meinen Schreibtisch, wandte der noch auf dem Boden liegenden Gina den Rücken zu und wartete einfach blöde ab, was nun geschehen würde. Zum Zeichen einer Art Reue



krümmte ich meinen Rücken. Und dann geschah das Unfassbare. Gina umarmte mich von hinten, flüsterte mir etwas Obszönes ins Ohr und fragte mich, wann wir uns das nächste Mal sehen könnten. Ich stand verdutzt auf und stierte sie eine ganze Zeitlang an. Mein Reueanflug war vorbei, und ich wurde schon wieder zornig. Gegen meinen Willen eigentlich begleitete ich sie höflich zur Tür und sagte ihr irgendetwas Nettes, so wie: *dormi bene*. Um hinterher dann die ganze Nacht wach zu liegen, nicht nur aus Erregung, sondern weil ich mich auf einmal selbst verabscheute.

Das war mein erstes intimes Erlebnis mit Gina, Gina, die gleichzeitig Severis Mätresse war, der ihr drohte, sie zu entlassen, wenn sie ihm nicht einmal pro Woche, Donnerstag abends ..., doch davon ein andermal.

Wenn ich nun durchlese, was ich zu Papier gebracht habe, überkommen mich Zweifel, ob ich solche Dinge überhaupt aufschreiben soll. In meiner Generation hat man über Intimes wenig geredet, noch weniger darüber geschrieben, am allerwenigsten Geschlechtliches im Bild dargestellt, am ehesten noch *es getan*, versteckt. Mir kommt in den Sinn, wie Clara Calamai 1941 im Film *La cena delle beffe* für den Bruchteil einer Sekunde ihren nackten Busen zeigte und in der Presse ein Proteststurm losbrach. Man skandalisierte sich über ihre nackte *Brust*, ihren nackten *Oberkörper*, vermied geflissentlich das Wort *Busen*, um dem schändlichen Bild nicht noch unziemliche Worte zur Seite zu stellen. Ähnlich vermied man das Wort Schenkel und sagte dazu Bein, oder die Frauen gebaren nicht, sondern brachten ein Kind zur Welt. Die weiblichen Genitalorgane nannte man Scham, in Polizeiberichten wurde der Beischlaf zum

*Congresso carnale.* Und obwohl heute alles anders und offen ist, scheint man von meiner Generation doch weiterhin zu erwarten, dass wir kaum ein Intimleben hatten. Meine Enkelin sieht im Fernsehen jeden Tag, wie Männer Frauen, Frauen Männer, Männer andere Männer, Kinder oder Tiere vergewaltigen, aber der Großvater ist lebenslang ein harmloser Bursche, dass er überhaupt je Sex gehabt hat, erscheint so unwahrscheinlich wie das Sexualleben eines Stücks Holz. Dabei sehe ich jetzt noch, in meinem Alter, jedem kurzen Rock nach. Und jeden Tag versuche ich im Badezimmer - es fällt mir schwer, das zuzugeben - mich selbst zu befriedigen, indem ich auf alle möglichen Weisen an mir spiele. Immer noch habe ich dabei Skrupel. Als ich vierzehn war, erwischte mich mein Vater und schärfte mir ein, dass meine Hand bei einer Wiederholung des schändlichen Akts abfaulen würde. Heute noch schließe ich die Tür zum Bad, selbst wenn ich alleine bin. Es ist ja nicht ausgeschlossen, dass sich Carlina oder meine Tochter gerade in dem Moment mit ihren Zweitschlüsseln Zutritt zu meiner Wohnung verschaffen und mich dabei überraschen. Ich müsste vielleicht damit rechnen, dass sie mich in eine Zwangsjacke stecken lassen, so dass meine Hände nie mehr auch nur in die Nähe meines Geschlechtsteils gelangen könnten. Und auch jetzt werde ich mich wieder mit gemischten Gefühlen ins Bad zurückziehen, bevor ich im Park die jungen Mütter beobachte.